
Wie anders sollen Christen sein?

Predigt über Philipper 3,20–4,3

Joachim Molthagen

Phil 3,20: Denn der Bürgerverband, dem wir angehören, ist in den Himmeln, und von dorthier erwarten wir auch als Retter den Herrn Jesus Christus, (21) der unseren Leib der Niedrigkeit verwandeln wird, so dass er gleichgestaltet wird seinem Leib der Herrlichkeit vermöge der Kraft, mit der er auch alle Dinge sich untertan machen kann.

(4,1) Darum, meine geliebten und ersehnten Brüder, meine Freude und mein Ehrenkranz, steht in dieser Weise fest im Herrn, ihr Geliebten!

(2) Die Euodia ermahne ich und die Syntyche ermahne ich, gleichgesinnt zu sein im Herrn.

(3) Ja ich bitte auch dich, du echter Gefährte, nimm dich ihrer an, die mit mir im Evangelium gekämpft haben zusammen mit Klemens und meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen im Buch des Lebens stehen.

Sind Christen anders als andere Leute? Darauf antworten wir vielleicht ganz spontan mit Ja oder Nein. Wenn wir dann weiter nachdenken, fällt uns wohl auf, dass es für beide Antworten gute Gründe gibt. Wir fragen dann vielleicht: Müssen Christen überhaupt anders sein – und können sie es?

Dass Christen anders waren, dass sie einen Fremdkörper in der Gesellschaft darstellten, wurde in den ersten Jahrhunderten der Christentumsgeschichte von der Bevölkerungsmehrheit im römischen Reich deutlich empfunden und immer wieder ausgesprochen. Ich denke an die Bürger von Philippi, die, als Paulus und seine Begleiter dort die gute Nachricht von Jesus Christus verbreiteten, abwehrend reagierten. Sie führten die fremden Missionare vor die obersten Beamten ihrer Stadt, bezichtigten sie des Aufruhrs und klagten: Diese Leute verkündigen Gebräuche, die anzunehmen uns als Römern nicht ansteht (Apg 16,20 f.). Oder ich denke an den 1. Petrusbrief (4,3 f.), der die Schwierigkeiten, denen die Christen im bürgerlichen Alltagsleben ausgesetzt waren, sehr treffsicher darauf zurückführt, dass ihr erkennbar neuer Lebensstil in der Gesellschaft Befremden und Ablehnung hervorrief. Deshalb dachte und redete man übel über sie, man verleumdete sie und wollte möglichst wenig mit ihnen zu tun haben. Am Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. schließlich stellte ein römischer Kaiser in einer amtlichen Verfügung mit Entrüstung fest: Es hatte „diese Christen ein solcher Eigenwille erfasst und solche Torheit ergriffen, dass sie nicht den Einrichtungen der Alten folgten, [...] sondern sich nach eigenem Gutdünken, [und] Belieben Gesetze zur Beobachtung schufen und in verschiedenen Gegenden verschiedene Be-

völkerungen zu einer Gemeinschaft vereinigen.“¹ Lebensstil und Gemeinschaft der Christen waren anders, das wurde – oft genug unter Missbilligung – wahrgenommen.

Wir heute betonen eher, dass Christen Menschen sind wie alle anderen auch. Manchmal wird uns das ja auch zum Vorwurf gemacht. Im Blick auf den durchschnittlichen Lebensstil, den wir in unseren freikirchlichen Gemeinden häufig antreffen, könnte man vielleicht sagen, dass wir hinter der allgemeinen Entwicklung immer ein wenig zurück hinken; aber das ist ja noch kein eigener, christlicher Lebensstil.

Wie anders sind Christen? Und wie anders können sie im alltäglichen Leben sein? Darauf gibt auch unser Predigttext einige sehr wichtige Antworten, und ich lade ein, von diesen Fragen her auf ihn zu hören.

Der Bürgerverband, dem wir angehören, ist in den Himmeln – so beginnt unser Predigttext. Dadurch betont er gleich am Anfang, dass Christen grundsätzlich und notwendig anders sind. Maßgeblich ist für sie nicht, ob sie Bürger oder sonstige Einwohner ihrer Stadt sind, maßgeblich sind für sie auch nicht die Gepflogenheiten des bürgerlichen Alltagslebens an ihrem Ort. Vielmehr sind sie dadurch charakterisiert, dass sie dem Volk und der Welt Gottes angehören. Einen ganz ähnlichen Akzent setzt der 1. Petrusbrief, wenn er seine Empfänger als „auserwählte Fremdlinge in der Zerstreuung“ anspricht (1,1). Eindrucksvoll entfaltet der Brief, dass Christen, eben weil sie Gottes Volk sind, in dieser Welt als Fremde gelten. Auf denselben Sachverhalt weisen auch die bekannten Formulierungen aus dem Abschiedsgebet Jesu im Johannesevangelium: Seine Jünger sind *in* der Welt, aber nicht *von* der Welt (Joh 17,9–15). Ähnlich stellt auch in unserem Text Paulus der Gemeinde in Philippi zunächst vor Augen, dass Christen anders sind, und zwar als eine Aussage, die ohne jedes Wenn und Aber gilt.

Was aber charakterisiert das Anderssein der Christen? Auch darauf gibt unser Predigttext eine klare Antwort: *Wir erwarten (vom Himmel her) als Retter den Herrn Jesus Christus, der unseren Leib der Niedrigkeit verwandeln wird ...* In der Zeit, als Paulus an die Gemeinde in Philippi schrieb, wurden in den östlichen Teilen des römischen Reiches, in denen man Griechisch sprach, vielfach Wohltäter, die eine Stadt besonders gefördert hatten, öffentlich als „Retter“ oder „Heilande“ (σωτέρες) geehrt. Vor allem römische Kaiser werden in zahlreichen Inschriften so bezeichnet; und sie ehrte man auch gerne als „Herren“ (κύριοι). Gegenüber einer Vielzahl möglicher Heilande und Herren betont Paulus, dass Christen Jesus Christus als den einen Herrn kennen und bekennen. Er allein ist der Retter. Seine Wiederkunft erwarten sie ungeduldig und standhaft (beides schwingt in dem von Paulus gebrauchten griechischen Wort mit), und von ihm erwarten sie, dass er ihnen nach seiner Verheißung Anteil geben wird an der ewigen Herrlichkeit Gottes. Wieder sagt es der 1. Petrusbrief in der Sache ganz ähnlich, wenn er eingangs

¹ Kaiser Galerius in dem Edikt, mit dem er im April 311 n. Chr. die diokletianische Christenverfolgung einstellte; Laktanz, Über die Todesarten der Verfolger, Kap. 34.

Gott darüber lobt, dass er uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten und zu einem unvergänglichen Erbe, das in den Himmeln für uns aufbewahrt wird (1,3 f.).

In neutestamentlicher Zeit charakterisierte es die Christen, dass ihr Leben bestimmt war von der Erwartung der Wiederkunft Jesu Christi. Ob das auch für uns gilt? Vielleicht müssen wir eine solche Perspektive für unser Leben erst wieder neu gewinnen. Wenn auch wir *als Retter den Herrn Jesus Christus* erwarten und wenn die Verheißung seiner Wiederkunft unser Leben prägt, dann wissen und bezeugen wir, dass Jesus Christus die einzige Adresse ist, wenn es um Heil für die Welt und um Heil für den Einzelnen persönlich geht – gegenüber allen Heilsangeboten aus Politik und Wissenschaft, Religion und Religionersatz. Dann bekennen wir, dass er der Herr ist, und bringen das in unserem Leben dadurch zum Ausdruck, dass wir unser alltägliches Verhalten an seinem Wort orientieren. Dann trägt uns bei allem notwendigen Bemühen, Schäden in unserer Welt zu beheben und für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einzutreten, die Hoffnung, dass er das Ziel der Geschichte ist und einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird. Und dann macht es uns, auch wenn der Tod nach lieben Menschen in unserer Nähe oder gar nach uns selber greift, getrost, dass Jesus Christus auch für uns ganz persönlich den Tod überwunden hat, dass er jenseits unseres Grabes steht und uns Anteil gibt an der ewigen Herrlichkeit Gottes. Paulus sagt es in unserem Text so: Wir werden seiner Herrlichkeit gleich gestaltet; und er, unser Herr Jesus Christus, hat die Kraft, es zu tun (V. 21). Erwarten wir in diesem Sinne als Retter den Herrn Jesus Christus, bewirkt das eine Einstellung zu unserem Leben insgesamt und führt zu einem alltäglichen Verhalten, das uns schon von Nichtchristen unterscheidet.

Aber leben Christen damit abgehoben von dieser Welt? Schweben sie gleichsam immer einige Zentimeter über dem Erdboden? Die folgenden Verse unseres Textes geben darauf einige wichtige Antworten, und das im Zusammenhang mit einer Frage, die unter uns in der Vergangenheit leidenschaftlich diskutiert wurde und zum Teil auch heute noch die Gemüter erhitzt, nämlich welche Rolle die Frauen in den neutestamentlichen Gemeinden spielten.

Darum, meine geliebten und ersehnten Brüder, ... steht in dieser Weise fest in dem Herrn. Zur Wesensbeschreibung des Christseins tritt also die Aufforderung hinzu, es im alltäglichen Leben zu bewähren. So geschieht es immer wieder im Neuen Testament. Die Gemeinden damals waren nicht vollkommen, darum war für sie – wie für uns – beides wichtig: der Zuspruch dessen, was wir von Gott her sind, und die Ermunterung, das auch in unserem Alltag zu entfalten.

Dabei ist nun bemerkenswert, wie Paulus die Gemeinde in Philippi anspricht: meine geliebten *Brüder!* Natürlich gab es auch Frauen in der Christengemeinde zu Philippi. Die Apostelgeschichte (16,14 f.) berichtet, dass die erste Christin in der Stadt eine Frau war, die Purpurchandlerin Lydia. Auch Paulus nennt im nächsten Vers unseres Textes gleich zwei Frauen aus der

Gemeinde mit Namen. Nicht nur gab es in der christlichen Gemeinde Philippi Frauen, sie könnten auch, ähnlich wie in unseren Gemeinden heute, in der Mehrzahl gewesen sein. Dennoch redet Paulus die Gemeinde an mit der Formulierung *liebe Brüder*, und so geschieht es überall in den an eine Gemeinde gerichteten Briefen des Neuen Testaments. Natürlich spiegelt sich darin nicht eine durchdachte theologische Absicht. Natürlich waren in den neutestamentlichen Gemeindebriefen Frauen wie Männer gemeint – in unserem Text bringen das ja die nächsten Verse klar zum Ausdruck. Paulus und die anderen Verfasser neutestamentlicher Briefe halten sich nur an den zu ihrer Zeit üblichen Sprachgebrauch, nach dem eine Versammlung über die Männer angesprochen wurde.² Dahinter steht natürlich, dass in der Welt des Neuen Testaments, bei den Juden nicht anders als bei Griechen und Römern, Mann und Frau nicht gleichberechtigt waren, sondern die Vorrangstellung der Männer in allen Lebensbereichen selbstverständlich galt. Gerade die nicht besonders bedachte, ganz selbstverständliche Anrede der Gemeinde Philippi als „*liebe Brüder*“ zeigt also, dass Paulus ebenso wie die Christen der neutestamentlichen Generationen natürlich in die Lebensverhältnisse und Denkgewohnheiten ihrer Zeit eingebunden blieben – ähnlich wie wir es im Blick auf unsere Welt heute sind.

Bleibt damit trotz der schönen theoretischen Einsicht und des wohlklingenden Bekenntnisses, *der Bürgerverband, dem wir angehören, ist in den Himmeln*, im alltäglichen Leben doch alles wie gewohnt? Zeigt das christliche Bekenntnis hier keine praktischen Auswirkungen? Hören wir auf die letzten Verse unseres Predigttextes: *Die Euodia ermahne ich und die Syntyche ermahne ich ...*

Die beiden Frauen begegnen im Neuen Testament nur an unserer Stelle. Wer kennt sie schon? Vielleicht erinnern sich einige daran, dass die beiden Meinungsverschiedenheiten hatten. Dabei finde ich etwas anderes viel wichtiger. Paulus sagt von ihnen: *Sie haben mit mir im Evangelium gekämpft zusammen mit Klemens und meinen übrigen Mitarbeitern*. Als ich diesen Text einmal in einer Gemeindegruppe auszulegen hatte, fragte mich plötzlich jemand wie elektrisiert, ob denn die beiden Frauen gepredigt hätten. Nun, wir wissen über sie beide nur, was in unserem Text steht. Deshalb gab ich die Frage zurück, ob denn wohl Klemens und die übrigen Mitarbeiter des Paulus gepredigt hätten. Davon gingen alle aus. Dann, so erwiderte ich, müssen wir in der Tat annehmen, dass auch Euodia und Syntyche gepredigt haben. Denn Paulus spricht von dem Dienst dieser beiden Frauen nicht anders als von seinem eigenen und dem seiner männlichen Mitarbeiter; und wir dürfen, so denke ich, nicht nachträglich eine künstliche Aufgabentrennung in unseren Text hineinlesen. Das führt uns zu einem Sachverhalt, der unter uns oft noch zu wenig bewusst ist: Das Neue Testament kennt den Dienst von Frauen in der Gemeinde und in der Missionsverkündigung auf

² An den städtischen Volksversammlungen (ἐκκλησίαι) durften ohnehin nur die erwachsenen Männer mit Bürgerrecht teilnehmen.

allen Ebenen. Man achte auf die große Zahl von Gemeindemitarbeiterinnen, die Paulus in der Grußliste Römer 16,3–16 erwähnt. Wiederholt heißt es dort von Frauen, dass sie „viel gearbeitet haben im Herrn“. Mit dieser Wendung fasst Paulus gerne seinen Dienst als Apostel zusammen, und mehrfach wird sie im Neuen Testament gebraucht als Kurzbezeichnung für den Einsatz in der Missionsarbeit, und zwar im umfassenden Sinne, so dass Verkündigung und Lehre eingeschlossen sind.

Aber sagt das Neue Testament nicht, dass die Frauen in den Gemeinden schweigen sollen? Diesen Satz finden wir in der Tat im 1. Korintherbrief (14,34); und im 1. Timotheusbrief (2,12) heißt es: Einer Frau gestatte ich nicht zu lehren. Aber andererseits ist es für Paulus im 1. Korintherbrief (11,5) ganz selbstverständlich, dass Frauen sich im Gemeindegottesdienst am Gebet beteiligen (und zwar laut!) und prophetisch reden, und nach Apostelgeschichte 18,26 belehrten die Eheleute Priskilla³ und Aquila den Apollos genauer über den Weg Gottes, wobei hier – wie auch sonst meistens, wenn das Ehepaar im Neuen Testament erwähnt wird – Priskilla zuerst, vor ihrem Mann genannt wird. Daraus ist gewiss nicht zu schließen, dass sie in der kleinen Runde schweigend dagesessen hätte. Wenn man das Neue Testament aufmerksam liest, dann zeigt sich, dass es in ihm zwei sehr unterschiedliche Reihen von Aussagen gibt. Einerseits heißt es, die Frauen sollen schweigen, nicht lehren, sondern in der Stille lernen und sich ihren Männern unterordnen. Andererseits bezeugt das Neue Testament die aktive Mitwirkung von Frauen im Gottesdienst, in der Missionsarbeit wie im Gemeindeleben, ohne in der Sache einen Unterschied gegenüber den Männern zu machen. Und an einer bekannten Stelle im Galaterbrief (3,28) sagt Paulus programmatisch: „Da ist nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ Man darf diese beiden Aussagereihen nicht vorschnell harmonisieren, sondern sollte sich der Einsicht stellen, dass sie in deutlicher Spannung zueinander stehen. Die erste Aussagereihe entspricht den Lebensgewohnheiten und Verhältnissen in der neutestamentlichen Welt, also dem damaligen Zeitgeist. Die zweite Aussagereihe entspricht dem Verhalten Jesu, der in der Art, wie er Menschen begegnete, keinen Unterschied machte zwischen Männern und Frauen, und sie entspricht dem Wirken des Heiligen Geistes, der (z. B. nach dem Pfingstbericht in Apostelgeschichte 2) in gleicher Weise Frauen wie Männern geschenkt wurde. Ich denke, wenn sich die beiden Aussagereihen im Neuen Testament so verteilen, dann kann es keine Frage sein, woran wir uns heute halten sollen, wenn wir unser Gemeindeleben im Sinne Jesu gestalten wollen.

Fassen wir zusammen:

Christen sind anders, und sie sind berufen, das im alltäglichen Leben zu bewahren.

³ In den Paulusbriefen lautet ihr Name Priska.

Hinsichtlich der Stellung der Frauen zeigt unser Text einerseits, dass Paulus (und die Gemeinden damals) durchaus den Lebensgewohnheiten ihrer Zeit verhaftet waren. Natürlich kannten sie nicht die Gleichberechtigung von Mann und Frau, sondern die Vorrangstellung der Männer. So war es in neutestamentlicher Zeit selbstverständlich, und das wirkte natürlich auch auf das Gemeindeleben ein. Um so mehr verdient andererseits Beachtung, dass Paulus und die Christen seiner Generation in der Lage waren, von Jesus her Neues zu lernen. Das führte zu der grundsätzlichen Einsicht, dass der Unterschied zwischen Mann und Frau in Christus aufgehoben war. Das machte – gerade in der ersten Generation von Christen – eine reiche und vielfältige Beteiligung von Frauen in allen Bereichen des Gemeindelebens möglich. Das ließ Frauen wie Euodia und Syntyche zu Mitkämpfern im Evangelium werden.

Wir dürfen wie unsere Geschwister damals von Jesus lernen, und das heißt, offen und dankbar zu sein für einen vielfältigen Dienst von Frauen unter uns, einen Dienst, der den Berufungen und Begabungen Gottes entspricht und der nicht eingeschränkt wird durch Grenzen, die wir zwischen Männern und Frauen aufrichten.

Darum, meine lieben Schwestern und Brüder, stehet in dieser Weise fest in dem Herrn!

Amen.